

Elisabeth von Heyking.

Persönliche Erinnerungen zum 1. Todestage
der Dichterin.

Von
Erich Mose.

Es gibt Menschen, Dichter, die ihre Sehnsucht, ihren Glauben, ihre Leidenschaft in ein Werk werfen: man begreift sie, fängt sie auf in diesem Werk und ist betroffen, bei persönlicher Bekanntschaft etwas ganz anderes zu finden, die dunkle Larve eines armen Irdischen, das sein Unsterbliches, seine Essenz, sein Bestes von sich gegeben. Aber es gibt auch jene andern, deren eigentliches Gesicht durch kein Buch, keine Form auszusagen, das stumm bleibt vor der Menge unter nur geahnter Maske, und dessen feine Züge einzig jenen wenigen sich öffnen, die Zufall, Wille oder Schicksal gnädig zu unmittelbaren Betrachtern hat werden lassen.

Ich erinnere mich jener kleinen Münchener Gesellschaft von sechs Personen, da Elisabeth von Heyking zum erstenmal neben mir saß, hochgekräftigt den Kleinen, vom Leid zermürbten, damals schon kranken Körper, während der feine weißhaarige Kopf über dem kurzen Hermelinecape, mit den etwas müden Augen, die Länder und Schicksale einer halben Welt begriffen, schweigend vorgebeugt, den lebhaftesten Gesprächen folgte. Beim Abschied gab sie mir die Hand, richtete das erste Wort an mich: „Kommen Sie nach Gießen, besuchen Sie mich auf meinem Schloß, kommen Sie für ein paar Tage.“

Was war das für ein fremder, seltsamer Mensch, der schweigend eine Stunde neben einem saß und dann zu sich lud? Wer war diese Baronin v. Heyking?

Ich wußte von jenen „Briefen, die ihn nicht erreichten“, wußte, daß sie die Enkelin der Bettina von Arnim, daß sie als Gesandtenfrau a. H. jener erregenden Boyeraufstände in Peking, daß sie in Mexiko gewesen, in Aegypten und als erste Europäerin der rätselhaft gewaltigen Kaiserin-Mutter von China gegenübergestanden. Aber all das wäre kein Grund gewesen, dieser ebenso plötzlichen wie seltsamen Einladung zu folgen, war man nicht in dieser ersten Stunde schon angerührt und zuinnerst bewegt von einer Grazie, einer Musikalität der Güte, die, durch das Alter eher verstärkt, Triebfeder, Inhalt und Sinn dieses einzigartigen Lebens bedeutete.

Nach ein paar Monaten war ich, von Gera aus, bei ihr. Diese Burg, der alte Stammsitz der Flemmings, ist wie ein traumbewahrtes Mittelalter, dicke Mauern im Viereck, ein alter Hof. Der eine Flügel Geschäftsräume, von der Baronin bewohnt, der zweite für die Gäste.

Ja, hier zeigte sich das Seltsame, hier und nur hier drückte sich Geist und Wesen dieser einzigartigen Frau in unmittelbarer Gestaltung aus: Gegenstände, kostbarste Schränke, Teppiche, Bilder, — zusammengetragen und gesammelt aus der ganzen Welt, hineingesetzt scheinbar bunt durcheinander in diese riesenhohen Räume und doch gebündelt durch unerhörten Geschmack, durch den Geist einer alten, angeborenen Kultur zu edelster Harmonie und Zusammenklang eines Ganzen.

Nie wieder habe ich Reichtum so tragen sehen, nie von innen her so durchseelt empfunden, wie hier. Zu jeder Mahlzeit dekorierte sie selbst den Tisch, suchte die Blumen aus, wand die Länder dazu passend über das weiße Tinnen. Aber nicht dieses war es, nicht der äußere Glanz dieses Geschmacks, sondern jene wärmende Güte, jenes zutiefst Menschliche, das diese schicksalsbeschwerte Frau nach dem Kleinsten forschen ließ, was die Menschen neben ihr anging, was sie freute und bedrängte, diese Ueberfülle eines Menschlichen, einer Liebe, die das Erbe schien der Bettina, die aus dem eigenen Schicksal bewiesen, aus eigener Not der Seele und die nun zwanghaft sich über alles breiten mußte, was neben ihr war, in Tröstung und mütterlichster Sorge.

So konnte sie nicht mehr allein leben, so waren Gäste, Gesellschaft erlesensten Geistes stets um sie, zwei Dichterinnen damals, ein Maler, ein Minister, ein Dichter, ein bekannter Literaturhistoriker und ein Zoologe: alle wohnten sie in jenem Seitenflügel, allen war ihr Zimmer persönlich eingerichtet, alle waren sie für ein paar Tage hier, und nie wurden diese Zimmer leer, keiner ging weg, ohne neuen Mut, neue Kraft aus diesen Tagen geschöpft zu haben.

Heute gedenke ich jenes Nachmittags, wo wir allein durch die Pracht der selbstgepflanzten Blumen gingen, durch die Sommerpracht des weiten, verwachsenen Parkes: da blieb sie plötzlich stehen, das Gespräch verstummte und mitten aus der Stille, mitten aus furchtbarster Einsamkeit kam das Bekenntnis: „Mein Mann, meine beiden Söhne sind in einem Jahre gestorben, verstehen Sie — ich bin eine alte Frau.“

Nein, sie war nicht alt. Sie blieb jung und wird es immer bleiben. Weiß die Liebe in ihr war und die Wärme. Die in uns, die wir sie kennen durften, weiter leben wird: über ein Grab hinaus.